

(Nachdruck verboten.)

24]

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Gättst halt dei Mäu g'halt'n, na hätt' i nix g'wißt; hintadrei Finunst jekt mit da G'scheidtheit!“

„Desweg'n muaszt as du it no irga (ärger) macha; und bal's jekt nomal an Krach gibt, werst d' seh'n, da bringst an Bata ganz ausanand.“

„I ho foa Wort nimma g'sagt, de ganz Zeit her, aba heunt is Riachtmeß, und de Roas (Sau) muaszt weg.“

„Du hoscht ja recht, es is schiach (schlimm) znua, daß er f' it geh' laßt; aba moanst, er thuat 's, bal du heunt aufmähig (auffällig) werst?“

„Na woast a do, was is mir denf.“

„Dös woast a'r a so. Was hoscht de,m du dabo? Dös geht na wieda, wia 's letztmal, daß a dir sagt, du bischt it Herr, und bal's da'r it g'fallt, fo'scht geh.“

„Also, i muaszt ma dös g'fall'n lass'n?“

„Wart'n sollst . . .“

„Bis du aus 'n Haus bischt, gel?“

„Iweg'n dem gar it; aba red'st d' halt selm mit 'n Wasel.“

Lenz setze sich und preßte die Hände zwischen den Knien zusammen.

„Daß i zuaschaug'n muaszt wia'r a Lausbua, und derf mi net riahr'n! Liaba waar i Knecht; na durst' i do' red'n, bal ma wos it g'fallt, und gang mi aa nix o, kunnt g'sehg'n, wos möcht! So muaszt i oiwei in da Angst leb'n, daß d' Leut hinterrucks lacha und dös ganz Haus schlecht macha und a niada mi grad für an Duam o'schaugt, auf den it aufpaßt werd.“

„Wos finnan denn d' Leut red'n? De wiß'n ja nix.“

„Na, gar nix. Dös hoscht scho du g'macht, daß si de guat untahalt'n finnan über ins (uns).“

„I?“

„Jawoi. Wo mi d' Bollbrechtin dawischt (erwischt), red't s' mi dumm o und hot ihr'n Zamma und ihr Behleidigkei mit mir. Moanst, daß de grad zu mir was sagt?“

„I hon ihr aba nix vazählt!“

„Hör ma'r auf! Des Weibsbilda finnt's ja 's Mäu it halt'n, aa net, bal's mögt's.“

„De soll amal herkemma und soll sag'n, daß i ihr wos vazählt hab. Dös waar ma scho z'dumm, bal de a so läagt.“

„Na hot f' as aus da Luft?“

„Wos woast denn i, wo f' as her hot? De fo si denka, wos f' mag, aba dös brauch't f' it sag'n, daß i g'ratscht (geplaudert) hab. Weil dös durchaus it wahr is. De soll herkemma und soll dös behaupt'n.“

„A was! Und is aa ganz wurscht, ob sie 's vo dir oder vo ander Leut hot; aba mi müass'n staad (still) sei, weil 's wahr is. Vorgeschtern hot f' as daher bracht, daß dös Mensch bei 'n Alt'n in Holz drauß g'wen is.“

„Dös hoscht ja du g'wißt.“

„Echo; aba daß f' zu'n Arbet'n aufi is, glaab'n d' Leut it. De lachan scho hoamli.“

„Jessas na! Wann no dös amal an End' hätt!“

„Nimmt drauf o, wos für oans. Vielleicht kriag'n ma no a sauberne Stiasmuatta.“

„Geah! So was mag i gar it hör'n. Und dös sell muaszt aa wahr sei, Lenz; seit den selbinga Mal hon i nia mehr wos g'spannt (gemerkt).“

„Vielleicht geht a nimma mit de g'nagelt'n (Schuh) aufi, und schlaft (schleicht) strumpfsöckli umanand.“

„I horet 'n scho, wia'r a mog; muaszt it moan, daß i dös it spannet.“

„Treibt a 's, wia'r a mog; umasinscht (umsonst) hot er f' it do lass'n.“

Ursula horchte. „Sei staad jekt,“ sagte sie hastig, „er kimmt!“

Der Schormayer war im Hausflöz. Da stand Lenz auf und ging ohne Gruß an ihm vorbei in den Hof.

„Wos hot 'n der?“ fragte der Alte. „Macht a G'sicht,

als wenn eahm d' Senna 's Brod g'numma hätt'n. Got 's wos geb'n?“

„Na!“ Iog die Ursula. „I woast gar nix. Vielleicht is eahm it recht extra.“

„So?“

Er holte aus der inneren Rocktasche ein mit Papier umwickeltes Ding: eine Wetterkerze, die auch am heutigen Tage geweiht worden war.

Er gab sie der Tochter.

„Leg ma f' ob'n auf in Kast'n eini.“

„I's scho recht.“

„Was i sag'n will: i ho ma 's übalegt, bal's du jekt nacha aus 'n Haus gehst, muaszt i wen hamn.“

„Wen?“ fragte Ursula rasch.

„A Hauserin. I's, wer da will, — want f' no ihra Sach basteht.“

„Goscht scho oani an Sinn?“

„Da Wirth hot ma g'sagt, er wisset oani; aseinige Was'n; sie lebt in Freising und kennat sie guat aus.“

„Wia alt waar na de?“

„Dös is wieda de richtige Frag für a Weibsbild und d' Hauptfach.“

„A junge kunntst do it hamn.“

„Warum it? Dös is foa Pfarrhof. Aha daß d' schlafa fo'scht heunt Nacht, will i dir 's sag'n: sie hot scho fuzagi am Bufel.“

„Na is was anders.“

„So? Sinscht hätt i d' Erlaubnis it kriagt von enf?“

„Mi sagt it vo dem, Bata. Es is grad weg'n de Leut, und übahaupts waar 's aa nix für a junge; sie hot ja foa lang's Bleib'n.“

„Wos woast du, wia lang de bleibt?“

„No, recht lang werd 's nimma hergeh', bis d' übagibsch (den Hof abtrittst)?“

Der Schormayer zwidte die Augen zusammen und schaute Ursula forschend an.

„Aha! Habt's vo dem wieda a guate Untahaltung g'habt! Desweg'n hot da ander so an Schädel aufg'jekt!“

„G'wiß it, Bata. Mi hamn vo dem durchaus gar nix g'redt.“

„Na! Der red't ja nia vo dem! I möcht wiß'n, wos der sinscht an Sinn hot als wia dös! Von in da Fruah bis auf d' Nacht denkt der an nix anders und macht a G'riefz (Gesicht) wia'r a dabrennte Wanz'n.“

„Er that si halt leichta wart'n, bal er was g'wiß wissat.“

„Dös gang mehra Leut so. Aha eppas (etwas) g'wiß foscht d' eahm sag'n: heuer werd 's nix. Und wos dös nachst' Johr is, dös seh'n ma friuah gnua. I fo 's dawart'n, daß i in Austrag kimn.“

„Berscht hoscht d' as aba anderst an Sinn g'habt!“

„Do wer i da net viel g'sagt hamn vo dem.“

„Wia d' Muatta g'storm is, hoscht oiwei von Uebage'n gred't, und daß di 's Regiern gar nimma freut.“

„Wos ma beim Notari schreibt, dös gilt; dös ander is bloß g'redt. An Wirtshaus drin hamn scho vui (viel) Leut kafft und tauscht und übage'n.“

„Mi geht 's ja nix o, und i misch mi a gar it ei.“

„Dös werd dös g'scheidta sei und bal's dem andern gar so pressiert, na sagst d' eahm, daß i no auf 'n Bod' sitz und kutschier, und da Wag'n laßt it schnella, als wia 's i hamn will.“

„I brauch' übahaupts nix red'n; in an etla Wocha bin i a so nimma do.“

„Jekt hoscht d' amal recht. Und, daß i net vagiß, i ho da Benzi g'sagt, sie fo no bleib'n, bis f' an richtinga Platz kriagt.“

„Den kriagt ma'r aba sinscht auf Riachtmeß.“

„Ganz richti. Mi waar 's aba it passend g'wen, bal f' jekt ganga waar.“

„Geah, Bata!“

„s Mäu halt und Ins (hör) zua! Du werst dir jekt aa net d' Zeit nehma, daß d' a neue z' o'richt'n kamst, und de Hauserin kimnt aa it vor an Monat kemma.“

„I richt liaba a neue o, und is ma foa Müah it z' viel.“

„Sagst d' jekt. Und nacha hoßt bei da Matherin drin.“

und geht auf Dachau in's Bezirksamt und mußte zu'n  
Bafel umi un in mein Stall kunnt 's geh, wia 's möcht."

„Bal mi a richtige Dirn hamn, de sell werd ihra Sach  
scho vafest."

„Woast du dani?"

„N... na; an Aug'nblick it."

„Und i geht it auf d' Suach, grad weil 's dir passend  
waar. D' Benzi bleibt, wia'r i 's ihr g'hoab'n ho."

„Aba bal d' Hauserin (Haushälterin) kimmt, stellst d' da'r  
an anderne ei; dös muast ma vaspredha."

„Muast i?"

„Schaug', Bata, i gang viel leichta furt, bal i de G'wiss-  
heit hätt."

„Du gangst it, wann 's di net g'freuet. Und bal du  
amal Brücklin bischt, z' Girtlbach drent, na hochst di du gnua  
s' kimmern um dei Sach und um dein Bauern, aba'r it  
um mi."

Urula hielt ihre Hand hin und lachte so freundlich, als  
sie es konnte.

„Bata, geah, sei g'scheidt und vaspredha ma 's!"

„Laß ma do mei Muach mit dein Schmarrn (Unsinn)!  
I ho 's durchaus it an Sinn, daß i d' Benzi do g'halt, aba  
dös is mei Sach. Warum soll i denn dir was vaspredha?"

„D' Leut kunnt'n dös schlechtast glaab'n, bal de it geht."

„Gamm d' Leut in mein Hof herin was z' schmeda? Und  
muast i auf dös aufpass'n, wos de alt'n Weiba sag'n?"

„Du woast scho!"

„Rix woast i."

„Schaug', es is aa weg'n an Lenz!"

„Geht da Wind do her? Gabt's viel zu'n Dischrier'n  
(Schwaben) mitanand üba mi? Na, mei Biabi, i kriach no  
lang it zu'n Kreuz und vaspredha dir und dem andern net, daß  
i brav sei will. De G'schicht hot koan Wert it, und bal's d'  
no so freundli vo hint'n her kimmst."

„I ho 's quat g'moant, Bata."

„Du hochst rix zum moana; ös braucht's mi net bei da  
Hand führ'n. I ko scho alloa geh. Dös waar ja de vafest  
Welt! Bal i..."

„Du muast it vazürnt sei üba dös."

(Fortsetzung folgt.)

## Lügen.

Von Gustaf Janson.

Mitten in der Nacht kamen sie in Smyrna an. Fontanara  
merkte sofort, daß der Ausbruch der Kriege schon bekannt sein  
mußte. Eine andere Erklärung ließ sich nicht denken für das unge-  
wöhnliche Leben und die Soldatenpatrouillen, die durch die Straßen  
marschierten.

„Hier herüber, Signore!" Der Dolmetsch glitt behende voran,  
um den Weg zu zeigen.

Am Hafen war großes Gedränge. Ein paar Dampfer lagen  
zum Abgehen fertig, und ein Strom von Menschen wogte auf und  
ab am Kai. Fontanara verließ sich auf sein vielfach erprobtes  
Vermögen, sich immer durchzufinden, aber ohne den Beistand des  
Dolmetschers wäre er diesmal nicht an Bord gekommen, wenigstens  
nicht so rasch.

„Signor Fontanaras Kabine? Der berühmte Archäologe  
Fontanara!"

Ein unwirtlicher Seemann antwortete ja, nachdem er erst nein  
gesagt hatte. Fontanara fand die Kabine und drückte mit einer  
Reihe von Danksgungen die Hand des Dolmetschen zum Abschied.  
Der ging zögernd, wandte sich um und blieb stehen, als hätte er  
etwas mehr erwartet. Fontanara winkte freundlich mit der Hand  
und machte die Kabinentür zu. Er war müde und wollte ein paar  
Stunden schlafen. Sobald er sich hingelegt hatte, ging es ihm auf,  
daß der Gesichtsausdruck des Dolmetschen verdutzt, beinahe ärger-  
lich gewesen war.

„Das Morgenland!" sagte Fontanara und setzte sich hoch. Jetzt  
hatte er einen neuen Mißgriff auf dem Gewissen. Der Dolmetsch  
— er wußte nicht mal den Namen des Mannes — hatte ihm einen  
großen Dienst geleistet und er hatte ihn mit einem wertlosen Hän-  
dedruck verabschiedet. Eigentlich hatte dieser „Landsmann", dessen  
Vater ein Oesterreicher gewesen, indes die Mutter dem Orient an-  
gehörte, einen niederschlagenden Eindruck gemacht. Es grämte  
Fontanara, daß er die Gelegenheit, ihn zu bezahlen, versäumt hatte.  
Er konnte den Gedanken an den Mann nicht los werden und legte  
sich mit dem Gefühl hin, einen nicht wieder gutzumachenden Zer-  
tum begangen zu haben. Schließlich schlief er dennoch ein.

Eilige Schritte über seinem Kopfe weckten ihn wieder. Im  
Handumdrehen hatte er sich angezogen und ging auf Deck.

Es wehte frisch. Der Dampfer verließ bereits den Hafen.  
Fontanara griff mit beiden Händen um das Gitterwerk der

Reling. Da hinten würde bald Kleinasien's Küste im Morgennebel  
versinken. Der Kai war schwarz von Menschen. Die Gesichter zu  
erkennen, war undenkbar, aber Fontanara bildete sich trotzdem ein,  
in Hunderten von Augenpaaren Angst und banges Erstaunen zu  
sehen. Er runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf über etwas,  
das ihm plötzlich eingefallen war.

„War es klug, ja, konnte man es überhaupt nur vernünftig  
nennen, diesen Krieg anzufangen? Viele tausend Italiener waren  
hier anfällig, in ihnen hatte die Türkei eine wertvolle Geißel.

Fontanara schlug mit seiner geballten Faust auf das Geländer.  
Ihm ging eine Ahnung auf, weish ein Gewirr von unsichtbaren  
Fäden den Erdball umspinn. Gemeinsame Interessen von  
tausenderlei Art vereinigten die Menschen von allen Ecken der  
Welt. Sein Vaterland war die langgestreckte, glücklich gelegene  
Halbinsel, aber seine Landsleute lebten hier, in Amerika, überall.  
Als er diese dunkle, wogende Menge von Männern, Frauen und  
Kindern sah, die alle seine Sprache redeten, vom selben Blut wie  
er waren, konnte er sich nichts Vernunftwidrigeres denken als diesen  
Krieg, durch den sie von ihren eigenen Landsleuten der Warm-  
herzigkeit eines erzürnten Feindes ausgeliefert wurden. Was  
sollte überhaupt dieser Angriff gegen Tripolis heißen? Ein Ver-  
such, das mit Gewalt zu nehmen, was auf alle Fälle dem Ge-  
schicktesten, Arbeitsamsten und Beharrlichsten zufallen mußte, war  
... ja, was war es? Die ganze lange Küste, die im blaffen Lichte  
des Morgens verschwand, gehörte ja schon Europa. Die größere  
Geschäftstüchtigkeit, die gediegenere Ordnung und die unerschöpf-  
lichen Geldmittel des Abendlandes hatten sie bereits erobert.  
Abendländische Kaufleute machten hier die Geschäfte, deutsche Kapi-  
talisten bauten die Eisenbahnen, englische und französische Dampfer  
frachteten die Waren nach und von den Häfen. Die Türkei war  
ein Name, nichts weiter, türkische Oberhoheit war ein leeres Wort.  
Langsam aber sicher wurden die Eingeborenen von der Küste zu-  
rückgedrängt; wurden von allen gewinnbringenden Unternehmungen  
vertrieben, für deren Leitung es ihnen sowohl am Willen als am  
Können fehlte. Die Eroberung einer Provinz von dieser Schein-  
herrschaft bezweckte also nur den Ausschluß europäischer Konkur-  
renten.

Fontanara zuckte die Schultern. Was im nächtlchen Dunkel  
groß, kühn und ruhmreich gewesen, wurde im nüchternen Lichte des  
Morgens eine Spekulation, die äußerst zweifelhaft schien.

Fontanara erschrak vor seinen eigenen Gedanken. Er wurde  
ärgerlich auf sich selbst. So urteilten ohne Zweifel Italiens Feinde,  
die eigenen Söhne des Landes sagten etwas ganz anderes.

Sein Blick glitt ein letztes Mal zu den Bergen, die in der  
Ferne blauten. Auf einmal sah er wieder das ganze Morgenland  
im Märchenglanz der Phantasie. Er streckte die Hände nach der  
Küste aus, wie nach einem lieben, schmerzlich vermischten Freund,  
und von seinen Lippen flog ein Gelöbniß in den Wind hinaus.

„A rivederci, Puffus Hali! Soweit es nur auf mich ankommt,  
werden wir uns wiedersehen!"

Es war nicht das von den Dichtern vielbesungene Mittelmeer,  
über das Pietro Fontanara diesmal fuhr. Ein hartes, unfreund-  
liches Gewässer, aus dem unsichtbare Riesensäule immerfort kleine  
Steine herausschleuderten, breitete sich vor dem Dampfer aus. Bis-  
weilen hob eine buchtige Welle den Steben des Schiffes hoch in die  
Luft, daß sein rotgemalter Boden sichtbar wurde. Gleich darauf  
 grub sich sein vorderer Teil in die nächste Woge, und dann war der  
Achter an der Reihe, einige Sekunden in der Luft zu schweben.  
Fontanara selber litt nicht von dem Seegang. Aber die Hunderte  
von Flüchtlingen, die der Dampfer mit sich führte, hatten eine  
schwere Ueberfahrt. Es waren größtenteils Frauen und Kinder,  
die in dem ersten Schreden, den der Ausbruch des Krieges hervor-  
gerufen, fortgeschickt wurden, um aus dem Wege zu sein. Die  
männlichen Angehörigen blieben, das Geschäft hielt sie fest.

Fontanara betrachtete die Kranke und niederschlagene Menge,  
die sich auf dem Zwischendeck quälte. Für diese, die Mittel besaßen  
und vermüßlich auch Verwandte und Freunde in dem Land, in das  
sie zurückkehrten, war ja der Schreden und das Leiden nur ein  
vorübergehendes Ungemach. Aber die, die nicht fort konnten? Sie  
waren auf Gnade und Ungnade den Feinden ausgeliefert.  
Fontanara konnte sich nicht von diesem Gedanken freimachen. Er  
kam immer wieder darauf zurück. Sein Vaterland, das doch den  
Krieg begonnen, verlangte also, daß die Angefallenen die Lands-  
leute der Angreifer beschützen sollten. Denn er wollte nicht denken,  
daß man ganz einfach diese hilflosen Tausende nicht in Betracht  
gezogen hatte.

Fontanara starrte sinnend gradeaus. Er kannte bisher noch  
nicht die Veranlassung des Krieges. Aber sicher war sie von be-  
sonders zwingender Art. Im zwanzigsten Jahrhundert läßt sich  
kein christlicher Kulturstaat auf ein Kriegsunternehmen ein ohne  
eine Notwendigkeit, die so bitter hart ist, daß jede andere Rücksicht  
weichen muß.

Müde von diesem Grübeln über etwas, das er nicht verstand,  
suchte Fontanara den Kapitän des Dampfers auf. Er erzählte ihm,  
daß er geraden Weges aus einer Einöde käme, wo die Zeitungen,  
die überhaupt hingelangten, im glücklichsten Fall zwei Wochen alt  
waren. Er wußte nichts über diesen Krieg, aber jemand, der ein  
Schiff zwischen den verschiedenen Häfen führte, war vermüßlich  
genau darüber unterrichtet. „Kurz und gut... die Veranlassung?"

Der Kapitän blinzelte mit dem einen Auge und musterte den  
Fragesteller.

„Ja,“ sagte er und zuckte mit den Schultern, „Ihre Landsleute glauben, daß sie die Stärksten sind. Das ist Veranlassung genug, heute so gut wie früher.“

Fontanara ärgerte sich über das schlaue Zwickeln, mit dem die Antwort unterfreiden wurde. Er dankte gemessen für die Auskunft und entfernte sich.

Die Ueberfahrt wurde ihm tragisch lang. In dem griechischen Hafen, den sie zuerst anliefen, verschaffte sich Fontanara einen Berg von Zeitungen. Seine Augen durchflogen die Spalten, in denen vom Ausbruch des Krieges die Rede war. Ueber die Veranlassung zu diesem unerhörten Eingriff in das Leben zweier Nationen fand er nichts. Es war eine trodene Fatta, ein paar Ziffern und einige unbestimmte Gerüchte.

Fontanara sah ein, daß man einstweilen noch nichts wußte. Glücklicherweise dauerte es ja nicht mehr lange, bis er wieder vaterländischen Boden betrat. Bis dahin mußte er sich eben gedulden.

„Endlich!“ — Obwohl das Villet bis Neapel gelöst war, verließ Fontanara das Schiff in Brindisi. Wenn er von hier aus die Bahn benutzte, gewann er ein paar Tage.

Das Coupé war gedrängt voll. Fontanara lauschte aufmerksam dem Gespräch der Mitreisenden. Der Gedanke, er müsse sich eine Meinung über den Krieg bilden, war fast zur fixen Idee bei ihm geworden. Die Passagiere redeten über alles mögliche, nur nicht über den Krieg. Sobald aber jemand versehentlich dieses Thema streifte, entstand allgemeines Stillschweigen.

„Man weiß noch nicht, was man glauben soll,“ dachte Fontanara. Mit einem verbindlichen Lächeln wandte er sich an einen schweigenden Herrn, der ihm gerade gegenüber saß.

„Wir müssen wohl sehen, wie's geht,“ antwortete dieser diplomatisch. Fontanara hörte, daß er ein Ausländer war und zuckte die Schultern. Gut, ihm blieb nichts weiter übrig als zu warten. Das Ganze war ja auch noch so neu, man hatte sich eben noch kein Urteil bilden können.

Der Zug rollte durch die wohlbekannte Landschaft vorwärts, hielt an einigen Stationen mit bekannten Namen, Passagiere kamen und gingen. Der lange Tag ging zu Ende, die Nacht sank herab.

„Morgen früh bin ich in Rom,“ dachte Fontanara froh. Und er meinte schon zu spüren, wie die Pulse des Vaterlandes klopfen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Laubenkolonist.

In den Laubenkolonien wird im Laufe des Sommers eine gewaltige Arbeit geleistet, leider wird sie nicht durch belehrende Fachleute in die richtigen Bahnen geleitet. Ein tüchtiger, praktischer Gärtner, der vom Frühling bis zum Herbst in jeder größeren Laubenkolonie sachgemäße Belehrungen mit folgenden praktischen Demonstrationen erteilen könnte, würde vielen willkommen sein und hunderte, ja tausende Kolonisten von manchem unnötiger und selbst schädlicher Arbeit abhalten. Von der Ansicht ausgehend, daß man dem Kolonisten nicht nur sagen soll, wie er diese oder jene Arbeit ausführen muß, sondern auch wie wichtige Arbeiten nicht ausgeführt werden dürfen, möchte ich heute zur Abwechslung einmal auf landläufige, weit verbreitete und tief eingewurzelte fehlerhafte Maßnahmen hinweisen. Wie nützlich das ist, habe ich vor Jahren an eigenem Leibe erfahren. Ich war damals als junger Gärtnergehilfe in einem großen Gärtnereibetriebe angestellt, in dem der Besitzer, der später in einem städtischen Siedenhanse starb, durch Mangel an Sachkenntnis und falsche Maßnahmen sein ehebem beträchtliches Vermögen verpulverte. Fünf Monate lang quälte ich mich in dieser Miswirtschaft gegen einen Wochenlohn von anfangs 9, später 12 M., ohne Wohnung und ohne Kost, ab, aber in diesen fünf Monaten habe ich mehr gelernt, als in späteren Jahren in manchem musterhaften Betriebe des In- und Auslandes.

Ältere Leser werden sich noch der riesigen Sonnenblumen erinnern, die ein inzwischen verstorbenen Brieger Riesgrubenbesitzer zog und vor verschiedenen Berliner Läden zur Schau stellte, wo sich um diese gigantischen Gewächse immer ein zahlreiches neugieriges Publikum einfand. Dieser Grubenbesitzer, der der Gemeinde Neukölln kurz vor seinem Tode ein wertvolles Terrain zur Schaffung eines Volksparkes geschenkt hatte, nannte seine Sonnenrose *Helianthus Bismarckianus*. Diese Benennung, die seiner Bismarckverehrung Ausdruck verleihen sollte, konnte aber von der botanischen Wissenschaft nicht anerkannt werden, weil die Blume nichts anderes war als unsere gemeine Sonnenblume *Helianthus annuus*. Die riesige Entwidlung dieser Sonnenrose war nur eine Folge sachgemäßer Kultur und der Konzentration der gesamten Säfte auf eine einzige, die oberste Blume. Letzteres wurde erreicht durch frühzeitiges Herausschneiden sämtlicher in den Blattachsen entwickelnder Nebentriebe bis hinauf zum Gipfel, so daß schließlich nur eine einzige Blütenknospe, die Gipfelknospe, die das Längenwachstum des Stammes abschloß und diesen krönte, übrig blieb. Dieser Knospe strömten nun aller Saft und alle Kraft zu, so daß sie einen gewaltigen Blütenkorb bildete. Sonnenblumen sind bekanntlich Korbblüten, wie Astern, Dahlien, Chrysanthemum u. a., die auf einem

gemeinsamen Fruchtboden Hunderte von Einzelblüten entspringen, bis unsehnbaren Korbblüten im Innern des Korbes und die flachen, gelbgefärbten Zungen- oder Randblüten. In dem ganzen, aus Hunderten von Blüten zusammengesetzten Gebilde sieht der Laie eine Riesenblume. Wie die Einzelblüten im Korbe angeordnet sind, kann man zur Zeit der Samenreife sehen; jedes Korn ist bei Korbblumen das Produkt einer Einzelblüte.

Die vorgebildete berühmte Sonnenblumenkultur von Anno dazumal spült heute noch in zahlreichen Kolonistenköpfen. Man will die Sache nachmachen, faßt sie aber verkehrt an. Statt sich nur auf das zeitige Herausschneiden der Seitentriebe zu beschränken, schneidet man mit diesen zugleich auch die am Stamm sitzenden Blätter fort. So entstehen die eintriebigen, von einer Blüte gekrönten, völlig blattlosen Sonnenrosenstämme, die uns überall als Gestalten traurigster Art auf den Laubenparzellen, hier und da aber auch in Balkonkästen begegnen. Die erhoffte Entwidlung ist bei entblätterten Gewächsen unerreichbar. Die Ansicht, daß das Blatt der Blüte die Nahrung entzieht, ist eine durchaus irrige. Die Blätter sind Lunge und Magen der Pflanze zugleich, indem sie dem Stoffwechsel vermitteln und die von den Wurzeln aufgenommenen Nährstoffe verarbeiten. Je gesünder und üppiger die Belaubung, um so herrlicher werden sich Blüte und Pflanze entwideln.

Nach diesen Ausführungen wird manchem Kolonisten ein Licht aufgehen und er wird sich nun so manchen Mißerfolg in seinen Gartenkulturen erklären. Wenn z. B. die Rosen der Parzellen trotz sachgemäßer Schädlingsbekämpfung, trotz reichlicher Bewässerung und Düngung nicht vorwärts kommen, sondern mehr und mehr kränkeln, so hat dies seinen Grund in der Art, wie viele Kolonisten die Blüten vom Strauche schneiden. Man schneidet nicht nur die Blume, sondern den ganzen Trieb, an dem sie sitzt. Durch diesen fortgesetzten Schnitt entzieht man den Rosen einen großen Teil ihrer Belaubung und hierdurch zwingt man sie zum Kränkeln und Absterben. In Schnittblumengärtnereien muß langstielig geschnitten werden, weil das Publikum so geschnittene Rosen fordert. Vielfach auszuführende Neupflanzungen sind aber das Resultat solchen Verfahrens, und das Aussterben einer unserer herrlichsten Rosenforten, der Sorte *La France*, ist eine Folge dieses barbarischen Ausbeutungssystems.

Auch im Gemüsegarten werden Kohl- und Wirsingköpfe, Kohl- und Kunkelrüben häufig vorzeitig eines Teiles ihrer Blätter beraubt, die dann gewöhnlich als Hühner- und Kaninchenfutter Verwendung finden. Dieser Raub an den Blättern hat eine ganz erhebliche Beeinträchtigung der Qualität und des Gewichtes der betreffenden Gemüseforten zur Folge und sollte deshalb durchaus unterbleiben.

Wer kennt nicht die Fabel von der Witwe und ihrer Henne, die täglich ein Ei legte, aber zwei und mehr pro Tag legen sollte? Durch die falschen Maßnahmen, die die Witwe traf, machte sie der Vegetätigkeit ihrer fleißigen Henne ein für allemal ein Ende. Auch der Laubenkolonist und Parzellenbesitzer wird bei Bewirtschaftung seines Grund und Bodens gewöhnlich allzusehr von Eigennutz geleitet, der dann erhebliches Lehrgeld fordert. Man möchte von kleinem Raume möglichst viel ernten und dabei andererseits möglichst wenig Geld und Zeit für Düngung, Bodenbearbeitung, Bewässerung, Schädlingsbekämpfung usw. aufwenden. Die Folgen sind Raubbau durch übermäßige Ausnutzung der Bodenkraft ohne entsprechende Düngung, durch zu dichte Pflanzung und zu dichte Saat. Letzgenannten Fehlern begegnet man fast auf jeder Einzelparzelle. „Auf jeden Raum pflanz' einen Baum“, heißt es in einem Sprichwort, das aber ausnahmsweise kein Wahrwort ist und schon vielen Schaden gestiftet hat. Wo nur ein Baum Raum haben würde, pflanzt man oft 6—8 in der irrigen Voraussetzung, dadurch 6—8fache Erträge erzielen zu können. Und was ist die Folge dieses Verfahrens? Weder die Wurzeln noch die Kronen haben Raum, alles wächst ineinander, Sonnenlicht und Luft können nicht mehr in das Innere der Kronen gelangen, von unten nach oben sterben sie ab, die Äste wachsen kreuz und quer durcheinander, scheuern sich in Wind und Sturm gegenseitig wund, etwa angelegte Früchte werden dadurch vorzeitig heruntergerissen. Infolge der immer erneut inwundgeriebenen Rinde stellen sich, je nach der Baumart, Harzfluß und Krebs ein, auch das Ungeziefer läßt nicht auf sich warten und frißt schließlich die bedauernden Bäume sozusagen bei lebendigem Leibe auf. Auch in unserm schlechtesten märkischen Sandboden müssen hochstämmige Obstbäume, namentlich Süßkirschen und Äpfel, in mindestens 12 Meter allseitigem Abstand gepflanzt werden; in besseren und feuchteren Böden erfordern sie 15 Meter Abstand, während der Abstand für Buchsbäume, je nach Wachstumsart der Sorte und je nach Art der Bildlinge, auf die sie veredelt sind, zwischen 3—7 Meter Abstand erfordern. Der größte Abstand versteht sich für breitkrönig wachsende Sorten in besserem und feuchterem Boden.

Im Gemüsegarten, der womöglich den ganzen Haushalt mit Gemüse und Karioffeln versorgen soll und in der Hauptsache jährlich mehrfach neu bestellt wird, ist ja beabsichtigte und größtmögliche Raumaussnutzung verständlich. Diese Raumaussnutzung darf aber nicht, wie es gewöhnlich geschieht, durch zu dichte Saat und durch zu dichte Pflanzung herbeigeführt werden, denn dadurch erreicht man auch hier nur das Gegenteil des beabsichtigten Zwecks. Ich will hier einige Beispiele anführen. Kohlarten der großen, schweren Sorten erfordern, je nach Bodenqualität, von Pflanze zu Pflanze, aber auch von Reihe zu Reihe einen Abstand von 80—100 Zentimeter. Ein so gepflegtes Beet macht allerdings

In der ersten Zeit den Eindruck der Raumbeschwendung, denn die späten und schweren Kohlsorten wachsen, zeitig gepflanzt, in den ersten 2—3 Monaten nur sehr mäßig und nehmen erst späterhin den ganzen, ihnen zur Verfügung gestellten Raum ein. Würde man nun zu enge pflanzen, so wäre die naturgemäße Entwicklung ausgeschlossen, die Gemüse würden keine schweren und keine festen Köpfe bilden, oft auch nur aus Mangel an Raum und Luft in Samen schießen. Allen diesen Mängeln beugt man durch Zwischenpflanzung raschlebigiger Gemüse vor. So kann man zwischen zwei Kohlreihen eine Reihe Frühkohlrabi oder Kopfsalat in etwa 25 Zentimeter Abstand, außerdem innerhalb der Kohlpflanzenreihen noch je zwei Pflänzlinge der genannten Gemüsearten zwischen zwei Kohlpflanzen setzen. Wenn die Hauptpflanzung richtig ins Wachsen kommt, ist die Zwischenpflanzung bereits abgeerntet. Auf Gurken- und Kürbisbeeten verfährt man ebenso. Gurken und Kürbisse kommen erst im Juli richtig ins Wachsen, da sie ihre Ranken aber weit hin über den Boden senden, erfordern sie große Pflanzweiten. Auch hier erfolgt in den ersten Monaten die wünschenswerte Beltausnutzung durch Anpflanzung oder Ansaat raschlebigiger Gemüse, wie frühesten Wirsing, allerfrühesten Blumentohl, Frühkohlrabi, Kopfsalat, Spinat, Sommerrettiche usw.

Bohnen legt man gewöhnlich büschelweise, womöglich 6 bis 8 Stück innerhalb eines kleinen Kreises oder gar dicht zusammen. Man geht dabei von der irtümlichen Voraussetzung aus, daß ein ganzer Horst von Bohnenpflanzen mehr Ertrag gibt, als zwei oder drei auf gleichem Raume stehende Einzelpflanzen. Wer aber nicht nur Augen hat, sondern auch wirklich sehen und beobachten kann, wird auch in diesem Falle die Wahrnehmung machen, daß er die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat. Man sehe sich nur jetzt einmal die dichten Horste der Buschbohnen genauer auf den Schotenanfang hin an. Die Pflanzen eines Büschels, die nach außen streben konnten, denen also Luft und Licht zu teil wurde, werden befriedigenden Anseh zeigen, während die im Innern des Büschels stehenden vollständig verjagen. Ich lege die Buschbohnen immer in 30 Zentimeter Abstand zu je 3 Stück, oder einzelne in je 15—20 Zentimeter Abstand. In beiden Fällen beträgt der Abstand von Reihe zu Reihe 30 Zentimeter. Man mache einmal einen Versuch, und man wird erstaunt sein, wie sehr nach diesem Verfahren der Ertrag den der Büschel Saat übersteigt und wie schwer die Erparnis von Saatgut ins Gewicht fällt.

Am schwersten wird überhaupt bei Aussaaten gesündigt. Ich schätze den Wert der Blumen- und Gemüsesamen, die jährlich von Baiern in Deutschland durch zu dicke Saat vergeudet werden, auf mehrere Millionen Mark. Im gewissen Sinne ist auch hier so etwas wie Habgier die Triebfeder des törichtigen Handelns. Die Samenvergeudung ist nicht so schlimm, wenn es sich nur um Saaten von Seckpflanzen handelt, die bald, nachdem sie die ersten charakteristischen Blättchen entwickelt haben, auf Kulturbeete weiter verpflanzt werden. Bleiben sie freilich zu dicht gesät auch nur wenige Tage zu lange auf dem Saatbeet beieinander, so werden sie spärlicher, d. h. dünnstengelig, fallen verpflanzte bald um und verkommen, oder liefern doch nur minderwertige Ernten. Noch schädlicher ist zu dicke Saat bei Gemüse und Blumen, die keine Verpflanzung erfordern, also auf dem Saatbeet ihre vollständige Entwicklung erlangen sollen. Man sehe sich nur einmal im Frühling die ausgefänten Rabieschen auf die Knollenbildung hin an. Hat man recht weitläufig gesät, so wird fast jedes Pflänzchen die gewünschte Knolle ansetzen, bei dichter Saat können sich indessen nur wenige durchringen; 90—95 Proz. bleiben knollenlos. Zieht man die Nutzanwendung hieraus, so ergibt sich die Tatsache, daß man bei einem viel zu großen Kostenaufwand für Samen ein im 90—95 Proz. geringeres Erntergebnis erzielt hat. Ganz genau so verhält es sich mit den Aussaaten von Rettichen, Gurken, Petersilienwurzeln, Spinat usw. Ich möchte dem Laien immer empfehlen, das beachtlichste gleichmäßige Ausstreuen des Samens über das ganze Beet, die sogenannte breitwürfige Saat, ein für allemal aufzugeben, denn sie gelingt meist nur dem sehr geübten Fachmann. Der Laie wende die Reihenfaat an. Hierbei werden 5—6 Reihen auf ein Gartenbeet von normaler Breite (120—130 Zentimeter) in gleichmäßigem Abstand mit der Schnur markiert, und an dieser entlang Willen gezogen. In diese Willen streut man den Samen dünn aus, dann zieht man sie vorsichtig mit Erde zu, drückt die ganze Beetfläche mit einem glattgehobelten Brettstück fest und braust danach vorsichtig an. Nach diesem Verfahren geht die Gemüsesaat in Reihen auf.

Auch Blumensamen werden meist viel zu dicht gesät. Man sehe sich nur einmal ein Niesedabeet an, auf dem infolge zu dichter Saat Pflanze neben Pflanze steht. Die Pflanzen bedrängen sich gegenseitig; sie führen einen erbitterten Kampf um Luft, Licht und Nahrung, und die wenigen, die als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen, können nur einen einzigen Trieb mit kümmerlicher Blütenähre zur Ausbildung bringen. Wie anders verhält sich aber eine Niesedapflanze, die zufällig aus einem abseits gefallenen Korn hervorgeht und sich frei nach allen Seiten entwickeln konnte.

Dieselben Fehler, die ich hier bei Gartenisaaten rügte, werden auch in landwirtschaftlichen Betrieben gemacht. Man beachte nur einmal jeht Roggen und Gerste auf dem Felde. Jede Pflanze hat nur einen Stalm getrieben, der nur eine, in unserem Sande zudem meist noch sehr dürftige Ähre zur Ausbildung brachte. Diese magere Ernte ist zwar auch eine Folge ungenügender Düngung

des schlechten Sandbodens und mangelhafter Wechselfahrt, in der Hauptsache aber eine Folge zu dichter Saat. Bei weitläufiger Reihenfaat, verbunden mit Bedeckung und Behäufelung des Getreides, entwickelt jede Pflanze 20—30 und mehr Triebe mit ebensoviel Ähren, so daß trotz des weiten Standes die Ernte um hundert und mehr Prozent höher ausfällt und dazu noch weit qualitativvoller wird. Hd.

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

„Albert Donniers 30-Pfennig-Bücherei“, ein neues Leipziger Unternehmen, hat sich aufgetan, um speziell den Kampf gegen die Schundliteratur zu führen. Demgemäß ist die äußerliche Gestaltung gehalten: jedes Bändchen zeigt ein dreifarbiges Titelbild nach Art jener mehr auf die niedrigsten Instanzen berechneten Hintertreppenbelletristik — nur eben mit dem Unterschiede, daß die Illustrationen vom künstlerischen Gesichtspunkt ausgehen. Vollends ergibt eine kritische Durchmusterung des Inhalts der Bändchen, daß es sich tatsächlich um gediegene Unterhaltungswerke handelt, die da grotzenteils zum erstenmal in Buchform geboten wird. Die Sammlung, soweit sie bis jetzt vorliegt, weist moderne Erzähler von literarischem Vollgewicht auf, wie z. B. August Strindberg, Marie Eugenie delle Grazie, Marie Janitschek, Selma Lagerlöf, Hans Gyan, Marc Twain u. a. Jeder Band ist komplett in sich abgeschlossen und umfaßt bis zehn Druckbogen. Der Satz ist klar und gut lesbar, und da der Verlag bestrebt zu sein scheint, die Aufmachung der Bändchen zu vervollkommen, so wird auch sicher für eine dauerhafte Festung gesorgt werden, um zu verhüten, daß die einzelnen Blätter beim Ausschneiden, wie das jetzt noch geschieht, auseinanderfallen. e. k.

### Luftschiffahrt.

Eiffel als Förderer des Kunstfluges. Der berühmte Ingenieur, der sich durch den Bau des höchsten Turmes der Erde ein vielleicht nicht unergänzendes, aber doch recht dauerhaftes Denkmal gesetzt hat, ist jetzt unter die Aviatiker gegangen. Schon seit dem Jahre 1903 hat er sich dem Studium des Kunstfluges gewidmet, und er errichtete damals auf dem nach ihm benannten Turm in Paris einen Fallapparat, um den Luftwiderstand ausgespannter Flächen unter verschiedenen Winkeln zu messen. Dieses Freiluftlaboratorium, das auf der zweiten Plattform stand, war bis zum Jahre 1906 in Tätigkeit. Seitdem hat der jetzt im achtzigsten Lebensjahre stehende unermüdete Mann ausschließlich an der Wissenschaft der Aerodynamik weiter gearbeitet und zu diesem Zweck ein neues großes Laboratorium auf dem Marsfelde geschaffen. In einem ziemlich großen Schuppen wurde ein Saugventilator von fünfzig Pferdestärken untergebracht, um einen Luftstrom von anderthalb Meter Durchmesser mit einer Geschwindigkeit zwischen fünf und achtzehn Metern in der Sekunde in einen Versuchsraum hineinzuleiten. Auf diese Weise war die Möglichkeit gegeben, verschiedene Modelle von Flugmaschinen oder einzelnen Tragflächen unter beliebigen Wandlungen des Luftdruckes zu untersuchen. Im Verlauf von zwei Jahren hat Eiffel dort fünftausend Experimente ausgeführt, deren Ergebnisse für die Beurteilung des Gleichgewichts von Flugmaschinen verschiedener Bauart von größtem Werte sind. Gleichzeitig hat sich Eiffel dem Studium der Luftschrauber zugewandt. Durch immer weitere Verbesserungen ist es ferner gelungen, die Geschwindigkeit des verfügbaren Luftstromes noch erheblich zu steigern. Endlich hat am Ende des vorigen Jahres Eiffel alle seine Erfahrungen zum Bau eines ganz neuen Laboratoriums benützt. In diesem kann er einen wahren künstlichen Sturm erzeugen, indem durch eine mächtige Röhre ein Luftstrom mit der Geschwindigkeit von vierzig Metern in der Sekunde hindurchgepreßt wird. Einen Wind von solcher Geschwindigkeit bezeichnet die Meteorologie bereits als einen Orkan. Zum Betrieb der Anlage dient eine Dynamomaschine von fünfzig Pferdestärken. Die Öffnung des Rohres, in das die Luft eingezogen wird, mißt vier Meter im Durchmesser. Der Luftstrom ist so stark, daß er in den Versuchssälen schon mehrfach die Fensterscheiben zertrümmert hat. In diesem Raum ist ein großes bewegliches Gerüst aufgestellt, das dazu bestimmt ist, die Flugmaschine in beliebigen Stellungen aufzunehmen und den Luftstrom in einer gewünschten Richtung darauf zu lenken. Darüber befindet sich, vor dem Luftstrom geschützt, eine große Waage, die bis auf ein Zehntel Gramm jede Gleichgewichtsveränderung der Tragfläche anzeigt. Vor allem hat Eiffel an dieser Stelle bereits nachgewiesen, daß entgegen der bisher herrschenden Meinung solche Experimente im Laboratorium an kleineren Modellen genau genug sein können, um für die Praxis verwertbar zu sein. Außerdem ist auf seine Angaben hin ein Aeroplan gebaut worden, der gleichfalls mit Messapparaten ausgestattet war und die Zuverlässigkeit der früheren Ergebnisse durchaus bestätigte. Ferner sind dabei die Wirkungen des Rotors, der Lenkvorrichtungen usw. bestimmt worden. Eiffel hofft jetzt, diese Arbeiten durch eine vollständige Zusammenfassung über die Gleichgewichtsverhältnisse der Aeroplane abzuschießen und sein Werk durch eine ebenso erschöpfende Darstellung der Luftschrauben und ihrer Wirkungsart zu krönen.